
Von den langen Schatten der Vergangenheit

Bericht vom Workshop „Japanologie und Nationalsozialismus“ am Institut für Japanologie der Universität Wien, 30. Mai -1. Juni 1999

Ingrid GETREUER-KARGL (Universität Wien)

Die Japanologie feiert heuer ihr sechzigjähriges Bestehen an der Universität Wien, ihr *kanreki*¹ nach dem japanischen Kalender. Das erste Institut an einer österreichischen Universität überhaupt nahm am 1. April 1939 seinen Betrieb auf - so steht es im Festband für Alexander Slawik *Japanforschung in Österreich* (1976) nachzulesen und so habe ich es jahrelang im Proseminar an die Studierenden weitergegeben. Auch wenn der naheliegende Schluß, die Einrichtung der Japanologie wäre politisch begründet gewesen, irreführend ist und „der Anschluß“ der Gründung eher hinderlich war: Das Gründungsdatum bleibt kompromittierend. Das ließ weniger eine Feier denn ein Nachdenken über die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen der akademischen Forschung und Lehre als angemessene Würdigung des Jubiläums

¹ *Kanreki*: Vollendung eines Sechziger-Zyklus, der aus China übernommenen alten japanischen Art der Jahreszählung, die sich aus einer Kombination der fünf Elemente mit den zwölf Tierkreiszeichen ergibt.

erscheinen. Zufällig hatten einige Studierende im Sommer zuvor ihr Interesse an einer Bearbeitung der Frage nach der politischen Verstrickung oder Enthaltensamkeit der Japanologie während des Nationalsozialismus bekundet, und die Unergründlichkeiten der Budgetgebarung hatten eine zusätzliche Lehrveranstaltung in Form einer Arbeitsgemeinschaft im darauffolgenden Wintersemester ermöglicht. Die Idee eines Workshops über „Japanologie und Nationalsozialismus“ lag nahe.

Oraltraditionen wie die des Gründungsdatums des Wiener Japankunde-Instituts, manchmal schriftlich fixiert, machen den Fundus unseres Wissens über die Geschichte des Fachs in der NS-Zeit aus. Beschwerliche Archivarbeit wird nur von wenigen geleistet, kaum verwunderlich angesichts des Stellenwerts der Disziplingeschichte im Fach. Zudem schien die Notwendigkeit lange Zeit nicht gegeben, stammten doch die Informationen und manchmal auch die historischen Überblicksdarstel-

lungen über die Japanologie selbst von Zeitzeugen. Die großen Vaterfiguren nach 1945 wie Alexander Slawik in Österreich oder Horst Hammitzsch in Deutschland waren bereits während der nationalsozialistischen Herrschaft an japanologischen Einrichtungen tätig und konnten aus erster Hand berichten, noch dazu gespickt mit hochinteressanten Details. Hammitzsch zum Beispiel, 1941 mit 32 Jahren zum jüngsten Ordinarius für Japanologie ernannt, soll sich zu fortgeschrittener Stunde im kleinen Kreis damit gebrüstet haben, Neffe des Führers zu sein. Diejenigen, an die diese Fama weitergegeben wurde, durften sich zum Kreis der Eingeweihten zählen. Herbert Worm, der hartnäckigste unter den japanologiegeschichtlichen Archivarbeitern und unbestrittene Fachmann für diesen Bereich, hat übrigens recherchiert, daß tatsächlich eine - angeheiratete - Neffenschaft bestand: Hammitzschs Onkel Martin war mit Angela Hitler, einer Schwester Adolf Hitlers, verheiratet.²

Mit der nüchternen Präsentation dieses Faktums hat Worm zweierlei bewirkt: die Dokumentation der Faktizität des Gerüchts auf der einen und die Preisgabe ihres Status als identitätsbestätigendes Eingeweihtenwissen auf der anderen Seite. Man könnte diesen Prozeß als Schritt in Richtung Objektivierung des disziplingeschichtlichen Wissens über eine Zeit sehen, zu der es keine lebenden Zeugen mehr gibt. Was an Gerüchten herumgeistert, kann nicht mehr an die Beteiligten zur Bestätigung oder Widerlegung verwiesen werden, sondern muß aus Archiven belegt werden. Gleichzeitig, und dieser Umstand ist vielleicht der maßgebliche, können diese Zeitzeugen nicht mehr persönlich getroffen, verletzt oder zornig gemacht werden: Eine sachliche Auseinandersetzung wird möglich – oder doch noch nicht? Nun, die Erfahrungen der TeilnehmerInnen legen nahe, daß mit Empfindlichkeiten seitens der Schüler der potentiell oder tatsächlich kritisierten Vätergeneration ebenso zu rechnen ist wie mit den Eigengesetzlichkeiten der Archive und den ethisch-moralischen Bedenkenskapriolen der Archivare.

Im zitierten Fall Hammitzsch brachte die Archivrecherche eine Bestätigung der Überlieferung, meist ist es aber so, daß die Wahrheit der Archive und die Wahrheit der Überlieferung sich nicht ergänzen, nicht ganz zusammenpassen,

meinte Barbara Bohle im Eröffnungsvortrag des Workshops „Das Institut für Japankunde 1939 bis 1945“. Das Institut für Japankunde, so recherchierte sie, wurde am 24. Juni 1939 durch das Staatssekretariat für innere und kulturelle Angelegenheiten als Abteilung des Orientalischen Instituts offiziell errichtet, nachdem am 5. Mai ein entsprechender Erlaß des Reichsministeriums ergangen war. Am 1. April war man in die Räumlichkeiten in der Berggasse 7 eingezogen, gleichzeitig war an diesem Tag erstmals offiziell Geld aus Berlin überwiesen worden. Daß es keine Eröffnungsfeierlichkeiten gab, lag wohl daran, daß die Universität Wien kein Interesse daran hatte, die Neugründung zu einem regulären Institut auszubauen. Der von der Mitsui-Stiftung bezahlte Gastprofessor, Oka Masao, fand sich denn auch in der schwierigen Situation, nicht voll als Professor anerkannt zu werden. Bereits im Herbst 1940 reiste Oka nach Japan und kehrte nicht wie geplant im Jänner 1941 zurück. Damit kam auch die japanologisch-wissenschaftliche Lehre zum Erliegen, denn sein Nachfolger, der Sprachlehrer Murata Toyofumi, hielt nur mehr Japanisch-Kurse ab. Zwar wurde der Antrag Professor Christians, des Vorstands des Orientalischen Instituts, auf Einrichtung eines Lehrstuhls für Japanologie genehmigt und 1943 ein Berufungsverfahren eingeleitet, doch kam es zu keiner Besetzung. – Eine glückliche Fügung, so meine ich, denn mit einer Besetzung hätte vermutlich die eigenständige, nicht-philologische Ausrichtung der Wiener Japanologie ein Ende gefunden. – Im Juni 1944 wurde die Bibliothek des Japan-Instituts nach Maria Taferl verlagert, gleichzeitig verließ Murata im Frühjahr oder Sommer dieses Jahres Wien. Eine formale Auflösung des Instituts für Japankunde 1945 läßt sich nicht belegen.

Barbara Bohle, die im Rahmen ihrer zeitgeschichtlichen Dissertation die Geschichte des Instituts für Japankunde recherchiert, war die einzige Wiener Teilnehmerin, die mit Archivmaterialien zur Japanologie aufwarten konnte. Der zweite Wiener Referent mit einschlägiger Forschungserfahrung und einzige nicht-japanologische Teilnehmer war der Historiker Gernot Heiß, der als Herausgeber von *Willfährige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938-1945* (Wien 1989) bestens ausgewiesen ist. Er referierte über „Beteiligung, Entnazifizierung und Umgang mit der eigenen Geschichte - Beispiele aus den Geisteswissenschaften“ und deckte damit das universitäre Umfeld ab, in dem das Institut für Japankunde

² Herbert Worm: „Japanologie im Nationalsozialismus. Ein Zwischenbericht“, Gerhard Krebs und Bernd Martin (Hg.): *Formierung und Fall der Achse Berlin-Tōkyō*. München: Iudicium (= Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung; 8) 1994, S. 153-186; hier: S.177

angesiedelt war. Heiß konstatierte, daß abgesehen von der Zeithistorikerin Erika Weinzierl, die bereits 1968 die Involvierung der Universitäten in das nationalsozialistische Regime thematisierte, erst seit den achziger Jahren eine breitere Reflexion über die eigene Vergangenheit stattfindet. Diese Reflexion bewirkte auch eine Änderung des Tons der Nachrufe, die bis dahin die Ereignisse von 1945 meist als „Zusammenbruch“ bezeichneten und die NS-Zeit schamhaft hinter der Wendung „schwere Zeit“ verbargen oder ganz verschwiegen.

Herbert Worm von der Universität Hamburg, der ursprünglich über „Die Rolle der Japanologie in der Universität und den Geisteswissenschaften: ein Aspekt der Vergangenheitsbewältigung“ erzählen wollte, hatte sich dann die Mühe gemacht, eigens für den Workshop im Archiv der Freien Universität (FU) Berlin zu recherchieren, und sprach über „Der Fall Hans Eckardt oder Die Wiederkehr des Verdrängten“. Hans Eckardt, der übrigens seinerzeit auf den Lehrstuhl nach Wien berufen werden sollte (Bohle), hatte in den sechziger Jahren in Berlin unter anderem ob seiner antisemitischen Ausfälle einen Aufstand unter den Studierenden ausgelöst. 1952 im Zuge des Habilitationsverfahrens äußerte der Privatdozent und spätere Hamburger Ordinarius Oscar Benl Bedenken zur Persönlichkeit Eckardts. Er sei in fachlicher Hinsicht möglicherweise geeignet, habe sich aber während der NS-Zeit zu manchen Handlungen verführen lassen. Benl wird vom zuständigen Dekanat um genauere Belege gebeten, erbringt sie aber nicht, sondern zieht die Einwände zurück. Die Gründe für diesen Rückzieher, den Benl selbst offenbar verdrängte – Jahre später äußerte er sich dahingehend, daß er Vorwände gegen Eckardt vorgebracht hätte, die FU ihn aber weißgewaschen habe –, sind nicht aktenkundig. Naheliegend wäre die Erklärung, daß Gundert, dessen Assistent Benl bis 1945 gewesen war und den er im April 1952 besuchte, entsprechend auf ihn eingewirkt hat.

Eine geringfügige Themenänderung nahm auch Ulrich Goch (Ruhr-Universität Bochum) vor, der über „Nationalsozialismus und japanologisches Wissenschaftsverständnis“ sprach. Charakteristisch für und wesentliches Merkmal der NS-Auslandswissenschaft sei der Rassismus gewesen, der in der Japanologie mit Überlegenheitsgefühlen gegenüber den Japanern verbunden war. Die Themenauswahl konzentrierte sich auf „Volk“, „*tennô*“, „*bushidô* und Zen-Buddhismus“ sowie meta-rassistische Geistesverwandtschaft und beschränkte sich darauf, was dem eigenen Volk nütz-

te. Wilhelm Gundert beispielsweise hatte die Frage, ob dem deutschen Volk Werte aus der japanologischen Forschung zugute kämen, dahingehend beantwortet, daß die Japaner „Volk in Reinkultur“ seien, geistig aber wenig zu bieten hätten. Für Horst Hammitzsch wiederum verkörperte der *tennô* die völkische Einheit. Grundsätzlich wurde nicht geforscht, vielmehr wurden systemkonforme Behauptungen aufgestellt und Gemeinsamkeiten zwischen Deutschland und Japan konstruiert.

Ebenfalls von der Ruhr-Universität Bochum kam der dritte „internationale“ Teilnehmer, Eberhard Friese, der die „Höhen und Tiefen deutsch-japanischer Kulturkontakte 1919 bis 1945“ unter die Lupe nahm. Was er im Zuge seiner Forschungen dabei entdeckte, war der jüdische Anteil an diesen Kulturkontakten, insbesondere an der Gründung des Berliner Japan-Instituts. Die Namen so prominenter jüdischer Wissenschaftler wie Fritz Haber oder Albert Einstein, die unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkriegs in einer Zeit des Ausschlusses deutscher und österreichischer Wissenschaftler von Kongressen und internationalen Publikationsorganen damit begannen, wissenschaftliche Kontakte mit Japan wieder herzustellen, fehlen sowohl in dem von Martin Ramming herausgegebenen Japan-Handbuch von 1941 als auch in dem 1981 von Horst Hammitzsch herausgegebenen Japan-Handbuch. Friese ist übrigens nicht nur wissenschaftlich beschlagen, sondern als Mitbeteiligter an der Besetzung der Berliner Japanologie in der Eckardt-Affäre seinerseits Zeitzeuge, der auch die eingangs angesprochenen Empfindlichkeiten am eigenen Leib erleben konnte.

Die einzige Absage (wegen einer akuten Stauballergie) betraf bedauerlicherweise den Vortrag von Annette Hack aus Berlin über „Die Deutsch-japanische Gesellschaft und andere ‚zwischenvölkische‘ Organisationen“. Liebenswürdigerweise hatte sich Eberhard Friese bereit erklärt, das Thema teilweise mitzureferieren.

Mit Ausnahme des Referats von Sepp Linhart, das in seinen wesentlichen Zügen für das Panel „The invention of Japan“ der International Convention of Asia Scholars (Juni 1998, Niederlande) zusammengestellt wurde, erwachsen die restlichen Vorträge der Wiener JapanologInnen einem Interesse an dem Thema, aber keiner einschlägigen Forschungstätigkeit. Gegenüber den bisher genannten KollegInnen bedeutet das natürlich, daß der Neuwert gering ist oder den Ergebnissen nur der Charakter eines Zwischenstands zukommt. Einwänden zum Trotz halte ich diese Bei-

träge dennoch für wichtig, weil mit ihnen der derzeitige Wissensstand zum Thema referiert wurde.

Sepp Linhart („Das Japanbild in populären Publikationen der NS-Zeit“) untersuchte, welche populären Werke das Japanbild unserer Großeltern-Generation prägten. Wenig verwunderlich waren es hauptsächlich Werke über Samurai und Heldenethos der Japaner, die den Kampfgeist der Deutschen stärken sollten. Die enorme Auflage von 800.000 Exemplaren des Büchleins *Das Geheimnis japanischer Kraft* von Albrecht Fürst von Urach im Jahr 1944 legt nahe, daß es an Angehörige der Wehrmacht verteilt wurde. Explizit für die SS bestimmt war *Samurai. Ritter des Reiches in Ehre und Treue* von Heinz Corazza mit der dritthöchsten³ Auflage (100.000 im Jahr 1944) während dieser Zeit. Wie stark Japan noch immer mit dem Klischee der „Samurai“ verbunden wird, macht zum Beispiel die Ausstellung „Samurai und Bushido“ im Historischen Museum der Stadt Wien heuer im Frühjahr deutlich.

Gabriele Pauer, die Leiterin der Fachbibliothek für Japanologie und Koreanologie an der Universität Wien, ging in ihrem Kurzreferat „Westlichsprachige Erwerbungen der Bibliothek des Wiener Instituts für Japankunde 1939-1945“ der Frage nach der Ankaufspolitik für die Bibliotheksbestände nach. Sie kam nach einer ersten Analyse der Inventarbücher zu dem Schluß, daß die Erwerbungen weder nach politischen noch nach inhaltlichen Gesichtspunkten erfolgten. Von einer gezielten Ankaufspolitik kann nicht gesprochen werden, vielmehr scheint man pragmatisch alles erstanden zu haben, was auf dem Markt verfügbar und bezahlbar war. – Dieses Ergebnis macht beispielhaft einen der Fallstricke deutlich, die auf BearbeiterInnen solcher wissenschaftsgeschichtlicher Themen warten. Hat man das Glück, auf unerwartete Zusammenhänge oder Phänomene zu stoßen, so hat man interessante Forschung betrieben. Gelingt das nicht und man bestätigt lediglich Annahmen oder unspektakuläre mündliche Überlieferungen, so setzt man sich dem Vorwurf der Banalität und einer unzulänglichen Fragestellung aus. Ob es im Sinn wissenschaftlicher Exaktheit ist, auf eine Überprüfung scheinbar offensichtlicher Erklärungen zu verzichten, möchte ich aber in Frage stellen. –

Die beiden Japanologie-Studenten Matthias Vukovich und Christian Schmied hatten es sich

zur Aufgabe gemacht, einen Überblick über „Personen- und Institutionennetzwerke in der deutschsprachigen Japanologie während der NS-Zeit“ (Vukovich) und über „Japanologische Zeitschriften und Zeitschriftenartikel während der NS-Zeit“ (Schmied) zu geben. Die graphische Darstellung der wichtigsten Personen und ihrer institutionellen Einbindung soll eine rasche Verortung von Namen und Beziehungen ermöglichen und der geplanten Publikation als Einleitung zu einem biographischen Nachschlageartikel dienen. Bei der Zeitschriftenanalyse wurde statistisch erfaßt, welche Japanologen in welchen japanbezogenen Zeitschriften publizierten. Eine erste Titelanalyse zeigt, daß die wissenschaftlich-japanologischen Zeitschriften im wesentlichen von politischer Propaganda freigehalten wurden.

Einem Randbereich des Themas („Drehscheibe Schanghai am Beispiel der *Gelben Post*“) widmete sich Roland Domenig, der die eben erst publizierte Faksimile-Ausgabe der *Gelben Post* vorstellte. Die *Gelbe Post* war eine der zahlreichen Exil-Publikationen in Shanghai, die von Mai 1939 bis September 1939 als Halbmonats-Zeitschrift herausgegeben wurde. In dieser Zeitschrift gab es auch verschiedentlich Artikel zu Japan, etwa zur Psychoanalyse in Japan, die ein erstaunlich hohes Niveau aufwiesen.

Mein eigener Beitrag „Nachrufe - Vom Umgang mit dem Erbe“ beschäftigte sich mit der Frage, welchen in der NS-Zeit aktiven Japanologen Nachrufe gewidmet wurden und welche Aspekte darin angesprochen wurden. Unrühmliche Erscheinungen wie Eckardt oder Donat wurden ignoriert, aber auch dem damaligen Hamburger Ordinarius Wilhelm Gundert wurde, ganz im Gegensatz zum seinerzeitigen Leipziger Ordinarius Horst Hammitzsch, nicht die Ehre eines japanologischen Nachrufes zuteil, was angesichts seiner unbestrittenen Bedeutung für das Fach verwundert.

In der abschließenden Diskussion stellte Linhart die Frage nach der Verbindung zwischen dem Zentrum Berlin, dem Subzentrum Hamburg und der Peripherie Wien an. Welche Stellung hatte Oka, der zu Vorträgen nach Ungarn und Ost-Europa, aber nicht nach Deutschland reiste, innerhalb der deutschsprachigen Japanologie? Warum es bisher zu Wien nicht genug Informationen aus Archiven gibt, um diese Frage zu beantworten, erklärte Worm mit dem Hinweis auf die Schwierigkeit der Archivrecherche. Da man meist auf eigene Kosten unterwegs ist, muß die Aufenthaltsdauer möglichst beschränkt werden, und man

³ Den zweiten Platz belegte Okakuras 1919 in Übersetzung erschienenes Werk *Das Buch vom Tee* mit einer geschätzten Auflagenzahl von 110.000 im Jahr 1943.

sucht daher gezielt nach bestimmten Namen, etwa nach „Donat“. Der eingeeengte Aufmerksamkeitsraster bewirkt, daß andere auftauchende Namen nur am Rande registriert werden, sodaß man später nicht mehr sicher ist, in welchem Archiv man beispielsweise auf den Namen „Slawik“ gestoßen war. Archivarbeit, so der Tenor der darin Erfahrenen, sei teuer (Aufenthaltskosten, Kopien), zeitintensiv, frustrierend und oft ergebnislos. Umso erstaunlicher war für mich der Konsens unter den tonangebenden Teilnehmern, daß Japanologie-Geschichte nicht als japanologische Arbeit angesehen werden könne. Japanologie definiere sich über das Land und über die Beschäftigung mit japanischen Quellen. Die Geschichte der Japanologie hingegen sei eher ein Themenbereich der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte.

Meine ursprüngliche Hoffnung, daß der Workshop einen Anstoß zu weiteren Arbeiten in diesem Bereich geben könnte, verkümmert angesichts dieses Ergebnisses zu einem Funken. Wenn noch eine umfassende Aufarbeitung von unvergleichlich größeren Brocken wie der Geschichtswissenschaft, oder von wissenschaftlichen Themenblöcken wie der Volkstumsforschung im Dritten Reich, ausständig sind, welcher Wissenschaftshistoriker wird sich dann mit dem damals in den Kinderschuhen stekenden Kleinstfach Japanologie beschäftigen? Umgekehrt: Welcher Japanologe und welche Japanologin wird sich angesichts des Aufwands und der mangelnden Anerkennung intensiv mit der Geschichte unseres Fachs beschäftigen? Für eine wissenschaftliche Karriere dürfte eine solche Arbeit eher hinderlich sein. Und so wird es wohl auch in Hinkunft so unermüdlich engagierter Geister wie Herbert Worm, Eberhard Friese, Ulrich Goch und Annette Hack bedürfen, die sich als JapanologInnen für die Vergangenheit des Fachs und die Schatten, die diese Vergangenheit wirft, verdient machen.

Ihnen und allen anderen Mitwirkenden am Workshop möchte ich meinen Dank für das Engagement aussprechen, das – ungeachtet meiner pessimistischen Schlußüberlegungen – dem Workshop zu seiner offenen und konstruktiven Atmosphäre und damit zum Erfolg verholfen hat.